

PATRICK HORST

In God's Country

Zwei Publikationen zum Mythos Amerika

Frankfurter Hefte, April 1997, 376-377.

Amerika ist anders und »in vieler Hinsicht immer noch exzeptionell«, schreibt Claus Leggewie im Vorwort seines Buches über den »Fall einer konservativen Revolution«. Die amerikanische Exzeptionalität ist ein inmer wiederkehrendes Thema der Literatur über Amerika – dieser »first new nation«, die den Verfolgten, Notleidenden und Glücksuchenden dieser Welt über die Jahrhunderte hinweg als die Verheißung des Gelobten Landes erschien. Zwar gibt es »kein Land, das Amerika heißt«, wie Michael Walzer sagt – wohl aber gibt es eine Idee, die Amerika heißt: Es ist der Mythos vom amerikanischen Traum, wonach jeder – ungeachtet seiner Herkunft – seines eigenen Glückes Schmied sei. Und wie jeder Mythos beschreibt auch dieser einen nicht unerheblichen Teil der Realität: Für viele Neueinwanderer wurden die Vereinigten Staaten wenn nicht zum gelobten, so doch zu einem besseren Land als ihr Herkunftsland.

Es sind dieser Mythos und die Wirklichkeit der »first new nation« der ersten Einwanderergesellschaft der Moderne, in denen Michael Walzer das Herzstück der amerikanischen Demokratie sieht. Amerika ist besonders, weil es für seine Staatsbürger weder Vater- noch Mutterland ist. Darin liegt für Walzer Amerikas spezifisches Glück. Die Einwanderer – und selbst noch ihre entfernten Nachfahren – wissen, daß ihre Wurzeln in einem anderen Land liegen. Ein diffuser Zwiespalt im Gefühl hindert sie, das Wort »Heimat« auszusprechen. Die gebrochene Identität der Amerikaner – Walzer spricht mit Horace Kallen von »Bindestrich-Amerikanern«, von asiatischen, hispanischen und Anglo-Amerikanern – mag dazu beigetragen haben, daß Amerika bis heute von nationalistischen und antidemokratischen Exzessen verschont geblieben ist.

Michael Walzer zeichnet ein im großen und ganzen sympathisches Bild der amerikanischen Gesellschaft. Das »namenlose« (H. Kallen) oder »transnationale Amerika« (R. H. Bourne), in dessen Geistestradiation er sich sieht, ist ihm gleichsam die Blaupause der »zivilen Gesellschaft«. Die Amerikaner können der Politik weit distanzierter und unaufgerechter gegenüberstehen, weil in Amerika die Staatsbürgerschaft nicht wie anderswo an die Nationalität geknüpft ist. Wo sich »der Amerikaner« vor allem über seine ethnische, religiöse und sprach-

liche Herkunft identifiziert – als polnischer, italienischer oder jüdischer Amerikaner –, gerät der Staat nicht in Gefahr, als Ausdruck einer nationalen Wesenheit kulturell überhöht zu werden. Amerika ist und bleibt, so zwei immer wieder entlehene Zitate Walzers, eine »Nation von Nationalitäten« (H. Kallen) oder eine »soziale Vereinigung sozialer Vereinigungen« (J. Rawls).

Michael Walzer ist mittlerweile auch in Deutschland ein vielgelesener Autor. Er gilt hier als Kommunitarier. Seine Kritik am Leitbild des Laissez-faire-Liberalismus – des souveränen, aber amoralischen Konsumenten – und seine Wertschätzung ethnischer und religiöser Gemeinschaften legen diese Etikettierung nahe. In seinem neuen Buch beweist er jedoch, daß er mindestens ebensoviel mit den liberalen Pluralismustheoretikern gemeinsam hat wie mit den Kommunitariern. Dem kommunitaristischen Ideal des politisch aktiven, tugendhaften Bürgers, wie es zum Beispiel Rousseau oder Hannah Arendt gezeichnet haben, steht Walzer mit großer Skepsis entgegen. Nicht daß er das Ideal nicht für gut befände, aber er hält es für eine Illusion. An einer Stelle sagt Walzer die denkwürdigen Sätze: »Die Politik bietet weder Selbstverwirklichung noch enge Gemeinschaft an. Tiefe muß man anderswo suchen, und so sollte es sein.«

Die amerikanische Erfolgsgeschichte besteht darin, daß Amerika über die Jahrhunderte hinweg immer offen für neue Einwanderergruppen geblieben ist, – und daß die ethnischen und religiösen Gemeinschaften Amerikas bis heute ihre »Tiefe« tatsächlich immer jenseits der Politik gesucht haben. Sie haben die »Kunst der Trennung«, wie Walzer sich ausdrückte, beherzigt. Dennoch hat es auch in Amerika – und Walzer verschweigt dies nicht – immer wieder Versuche der anglo-amerikanischen Bevölkerungsmehrheit gegeben, ihre kulturelle Hegemonie auch politisch durchzusetzen. Immer wieder hat es auch in diesem Jahrhundert – man denke nur an die Umtriebe des »Ku-Klux-Klan«, die »Red Scare« im Gefolge der beiden Weltkriege und die schändliche Diskriminierung asiatischer Einwanderer bis in die sechziger Jahre hinein – Rufe nach »Amerikanisierung« gegeben, um die Tür für bestimmte Einwanderergruppen zu schließen oder zumindest deren kulturelle Assimilierung im amerikanischen Schmelztiegel zu fordern.

Der Schlachtruf »America First«, den Claus Leggewie zum Titel seines Buchs gemacht hat, steht in der Tradition dieses amerikanischen Nativismus. »Amerika zuerst« ist bis heute immer wieder Bestandteil einer jeden populistischen Revolte in den Vereinigten Staaten gewesen. Die Parole spricht seit jeher die fremdenfeindliche, isolationistische und protektionistische Gemütslage des weißen »Middle America« an. Sie erschalle deshalb auch laut und deutlich vernehmbar im Zuge der jüngsten sozialen Umwälzung in Amerika – der »konservativen Revolution« der letzten beiden Jahrzehnte, deren Beschreibung sich Leggewie vornimmt. Pat Buchanan, den Leggewie als den vorläufig letzten Vertreter des »paranoiden Stils in der amerikanischen Politik« (R. Hofstadter) charakterisiert, hat den Schlachtruf »Amerika zuerst« zu seinem Wahlkampfslogan gemacht. Buchanan, aber lange nicht er allein, ist der schlagende Beweis für Leggewies These, daß der Populismus die schlichten Politiker, die er attackiert, zugleich in Massen hervorbringt.

Nun könnte man sich damit beruhigen, daß Buchanan ohne Zweifel zum rechten Rand der Republikanischen Partei gehört – und allen seriösen Einschätzungen zufolge niemals die Chance hat, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden. Den USA droht also kein Faschismus, wie einige Kritiker nach dem ersten überraschenden Vorwählerfolg Buchanans im Januar 1996 befürchteten. Dennoch ist Leggewie zustimmen, wenn er die größere Gefahr für die amerikanische Demokratie in der populistischen Hoheit über den Stammtischen sieht. Denn nicht nur die Republikaner, sondern auch die von Präsident Clinton angeführten Demokraten haben sich den Forderungen, wie sie ein Buchanan, ein Ross Perot, die »Christian Coalition« eines Ralph Reed oder selbst die paramilitärischen Milizen stellen, nicht verschlossen. Die Ironie oder auch schon Tragik der Amtszeit Clintons liegt darin – das arbeitet Leggewie überzeugend heraus –, daß er die konservative Revolution, die er zu verhindern angetreten war, vollendet hat.

Amerika steht heute vor dem Paradox, daß den Konservativen unter der Ägide des Demokraten Clinton gelungen ist, woran sie zu Zeiten Reagans und Bushs noch gescheitert waren: Das Wohlfahrtssystem des Bundes existiert praktisch nur noch auf dem Papier; die Förderprogramme für Schwarze und Frauen stehen unter Beschuß; immer mehr Einzelstaaten kriminalisieren die Abtreibung; und der Kampf gegen Drogen, gegen Kriminalität und für ein »tugendhaftes« Amerika wird mit immer repressiveren Mitteln ausgefochten – wie

auch der Kampf gegen illegale Einwanderer. Sogar das jus soli, das alle in Amerika geborenen Personen automatisch zu Staatsbürgern macht und seit Mitte des 19. Jahrhunderts der Eckpfeiler der amerikanischen Einwanderergesellschaft ist, steht zur Disposition. Die »Religiöse Rechte« mag somit zwar die Präsidentenwahl verloren haben – war Robert Dole überhaupt ihr Kandidat? –, ihr politisches Programm hat sie weitgehend verwirklicht. Alles in allem steht damit nicht nur der amerikanische Traum für immer mehr Menschen in Frage, sondern auch das von Walzer gepriesene, auf der »Kunst der Trennung« beruhende »Projekt Amerika«.

Claus Leggewie: America First? Der Fall einer konservativen Revolution, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1997, 319 S., DM 19,90

Michael Walzer: Zivile Gesellschaft und amerikanische Demokratie, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1996, 266 S., DM 22,90

FERDINAND W. MENNE

Kinder wie die Welt vergeht . . .

Eine Anthologie zum Lachen

»wo bleibt da
humoooo
wo bleibt darr
hummmmmooooooooooooo...«
e. jandl

Humor ist, wenn man trotzdem lacht«, hat der mit dem passenden Namen Otto (!) Julius Bierbaum (!) Begabte in einer seiner Reise-geschichten behauptet. Trotzdem-Lach-Texte könnte man die Anthologie *Längst fällig!* nennen, in der es um »37 notwendige Verbote« geht. Glück würde sie haben, würde sie kommentiert wie Heines Gedichte durch den Fürsten Metternich: »Sehr gut, sehr gut! Muß sofort verboten werden!« Doch wird sie dies Glück nicht haben, denn auch in Deutschland ist inzwischen alles erlaubt, auch das, was verboten ist. In einer Gesellschaft, die Soziologen schon »permissiv« nannten, als sie noch nicht